

Christoph Birnbaum

Elizabeth Pond, Die Stunde Europas. Ein Kontinent auf dem Weg zur Weltmacht, Propyläen-Verlag, Berlin 2000, 416 Seiten, 48 DM.

Sie gehört zu den scharfsinnigsten Analytikern der deutschen und europäischen Politik. Und sie kommt aus Amerika. Elizabeth Pond ist ein Ausnahme- und Glücksfall zugleich: Nur wenige US-Publizisten verfügen über so viele Kenntnisse über Europa, die auf eigener Beobachtung und Erfahrung vor Ort beruhen. Schon allein deshalb hebt sich ihr Urteil wohlthuend von den oftmals holzschnittartigen „Cowboy-Reflexen“ ab, die jenseits des Atlantiks als Vorstellung über die „Alte Welt“ herrschen.

Deshalb muss man umso mehr aufhorchen, wenn Europa als künftige Supermacht zum Thema eines ebenso sachkundigen wie klugen Buches gemacht wird. Wie kann das sein? Hat nicht gerade Europa auf dem Balkan bewiesen, dass es ohne die USA nicht viel aus-

zurichten vermag? Politisch-militärisch ist Europa ein Zwerg. Und wirtschaftlich sieht es nicht viel besser aus, wenn man an den jüngsten EU-Gipfel in Lissabon denkt. Dort mussten die EU-Staatschefs eingestehen, dass Europa in Sachen Informationstechnologie den USA momentan hinterherhinkt.

Und doch: Elizabeth Pond, die jahrelang für die angesehenen Zeitung „The Christian Science Monitor“ tätig war und heute für „The Washington Quarterly“ arbeitet, weiß, wovon sie spricht. Für sie ist das diplomatische und politische Fiasko Europas auf dem Balkan nicht in erster Linie ein erneuter Beweis für die strukturelle Unfähigkeit der „Alten Welt“, im eigenen Hinterhof für Ordnung zu sorgen. Ganz im Gegenteil: Sie interpretiert es als eine letzte Reminiszenz an jenes alte, in sich zerstrittene Europa, das spätestens seit dem Amsterdamer Vertrag der Vergangenheit angehört.

Überhaupt: In Amerika, so Pond, werde Europa vornehmlich unter sicherheitspolitischen Gesichtspunkten wahrgenommen. Dabei sei die sich nach Osten vergrößernde NATO nur eine Facette einer vielschichtigen Entwicklung. Für mindestens ebenso wichtig hält Pond die Vergrößerung der EU und ihren Beitrag zur Stabilisierung. Ein Land wie Irland beispielsweise, traditionell das Armenhaus Europas, habe sich so in wenigen Jahren dank der EU zum prosperierenden Standort für High-Tech-Unternehmen entwickeln können. Und Italien, in Sachen Finanz- und Geldpolitik eher von mediterraner Laxheit, konnte (besser: musste) dank strikter Maastricht-Kriterien seine chronisch hohe Inflations- und Schuldenrate auf ein Minimum herunterdrücken.

Beispiele, die Schule machen werden. Schon heute, so Pond, gebe es ein beträchtliches Wohlstandsgefälle zwischen dem EU-Kandidaten Polen und seinem Nach-

barn Russland. Der Sogwirkung der EU könne sich niemand entziehen.

Und in der Mitte: Deutschland. Nach dem „annus mirabilis“ von 1989 zum vierten Mal in 120 Jahren geeint, hätten die Deutschen all jene Fehler vermieden, die sie 1870, 1914 und 1939 begangen hätten. Überhaupt, so die Autorin, habe die deutsche Vereinigung Europas Zusam-

menschluss beflügelt. Was mit der deutsch-französischen Versöhnung seinen Anfang genommen habe, finde heute seine Fortsetzung zwischen Deutschen und Polen, Polen und Ukrainern, Ungarn und Rumänen oder Bulgaren und Mazedoniern.

Europa wächst zusammen, langsam zwar und nicht ohne gelegentliche Rückschläge, aber wenn

auch die militärische Vorherrschaft der USA bestehen bleibt, so wird Europa – da ist sich Pond sehr sicher – Amerika schon bald als Großmacht in Sachen Weltwährung herausfordern. Unterhalb der Schwelle der transatlantischen Wertegemeinschaft werde es mehr als bisher ein heftiges Hauen und Stechen geben. Wahre Freunde schlagen sich und vertragen sich.

Ersatzhandlung

Dass das Eis der Zivilisation dünn ist und die Barbarei moderne Gesichter tragen kann: Die Einsicht gehört zu den nachdrücklichsten Lehren, zu denen das so hoffnungsfroh begonnene zwanzigste Jahrhundert Anlass gegeben hat. Wie aber gedenkt man, öffentlich gar, des großen Zivilisationsbruches? Man sollte es nicht selbstgewiss tun. Es selbstgewiss getan und damit das Gedenken verspielt zu haben ist der große Defekt der staatsoffiziellen Demonstration vom 9. November. Schon der Aufruf war in der verblühten „Nie wieder“-Sprache geschrieben, die auf immer an den totalitären Antifaschismus der DDR erinnern wird. Der fast karnevaleske Spuk der Beschwörung und Austreibung schleppte eine Rechthaberei durch die Straßen, die ziemlich weit entfernt war von der erschrockenen Gewissheit, dass die Entmenschung des Menschen möglich ist.

Offensichtlich kommt diese Form des verstaatlichten Protests einem vagen, aber starken Bedürfnis nach eindeutiger Meinungsäußerung und Manifestation entgegen. Deswegen auch hat eine Dimension des vielschichtigen 9. Novembers alle anderen verschluckt. [...] Der Faschismus blieb alleiniger Fluchtpunkt. Und auch das nur in aktueller Absicht. Die Absage an den Rechtsradikalismus von heute war die alles andere bedeutungslos machende Botschaft der Manifestation.

Wer aber in der Gegenwart vorschnell die Vergangenheit wieder erkennt, weicht der Gegenwart aus. [...] Nistet der Antisemitismus wirklich in der Mitte der Gesellschaft? Ist es angebracht, in Fünf-vor-zwölf-Schreie auszubrechen? Etliches weist darauf hin, dass die integrative Fähigkeit (nicht nur) der deutschen Gesellschaft abnimmt, dass der Zusammenhalt poröser wird. Dafür Rechtsradikale [...] verantwortlich zu machen wäre eine allzu einfache Antwort, eine Ausflucht. Die breite Mobilisierung gegen eine übertrieben dargestellte rechtsradikale Gefahr trägt alle Züge einer Ersatzhandlung. Sie verschafft ein vorgesellschaftliches Gemeinschaftsgefühl und trägt zur Klärung nichts bei. Wie eine Sternschnuppe wird sie verglühen.

Thomas Schmid am 10. November 2000 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung